

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

187 (15.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Säge

Von H. Soritsch.

In diesem Sommer traf im Materialsammlungsraum einer der Holzfabriken des Kreises eine amerikanische automatische Säge ein. Sie wurde eingeschaltet und bewies hervorragende konstruktive Eigenschaften und eine ungeheure Produktivität. Ihr Erscheinen rief bei den Saisonarbeitern, die in dem Raum beschäftigt waren, großes Interesse hervor. Kaum war der Automat in Gang gebracht, da strömten schon die Bauern haufenweise herbei, um das Wunder zu betrachten. Zur Vermeidung von Unfallsfällen wurde eine spezielle Sicherheitswanne angefertigt.

Am zweiten Tag während der Mittagspause verjammelten sich vor dem Automaten eine besonders große Menge von Neugierigen. Die Säge arbeitete, aber die Wache hatte sich in die Baracken zerstreut, der Monteur schlief in der Hütte und bei der Maschine blieb außer den daran beschäftigten Arbeitern nur der Wächter Komta. Die Bauern umstanden in dichten Reihen die Wundersäge und besprachen ihre Vorsätze und Mängel. „Die kann aber tragen“, sagte ein kleiner breitschultriger Bauer, in einer zerrissenen Mütze, aus der das Futter heraussah, in heller Begeisterung beim Anblick der goldschimmernden Sägebänne, die unter den heißen Föhnen der Säge heraussprudelten. „Leg ihr ein Weilchen unter, so frist sie's. Wie ist das nur möglich, daß sich ein Mensch sozusagen in seinem Kopf ausbeutet?“

„Wird wohl die richtige Größe im Hinterkopf haben, sagte ein anderer Saisonarbeiter.“

„Grüße haben alle die gleiche...“

Sogar die Eier unter den Hüfteln sind nicht alle gleich, von den Menschen gar nicht zu reden! Der eine hats in den Händen, der andere im Kopf. Die Amerikaner sind schlau, aber die Deutschen sind noch viel gewisteter, was die alles erfinden. Aus Steppenrasen haben sie Brot und Zucker machen sie aus Luft.

„Wahrhaftig aus Luft?“

„So wahr ich lebe. Stellt der Teufelstern da seine Maschine auf, von einer Seite pumpt er Luft hinein und auf der anderen Seite kommt Grieskuder heraus oder auch Wärlfuder.“

„Und du hast das gesehen?“

„Ich hab's nicht gesehen, aber die Gefangenen haben es erzählt.“

„Nun, und warum schläft man denn bei uns?“

„Bei uns hats auch einer versucht, in unserem Dorf. Hat eine Maschine aufgestellt und einen Wärlfuder da er auch gehabt.“

„Nun?“

„Nun da haben sie ihn eingesperrt. Bei dem ist nämlich kein Zucker herausgekommen, sondern selbstgebrannter Schmans.“

Die Menge lachte. Eine Weile haben alle schweigend dem gleichmäßigen und schnellen Gang der Maschine zu. Die schweren Holzstücke Hogen mit unheimlicher Geschwindigkeit unter dem Sägebod heron und rollten wie von unsichtbarer starker Hand geschleudert ein großes Stück zur Seite.

Die Eise nicht so grobartig, sagte wieder der breitschultrige Bauer, aber wenn man ihr beispielsweise einen Eisenklotz unterlegt, ob sie den auch nimmt?

Den nimmt sie!, sagte Komta gewichtig. Als Wächter bei der Säge angestellt, fühlte er sich als Held des Tages und stolzierte selbstbewußt neben dem Sägebod einher, verächtlich durch die Säbänne spudend: das muß sie nehmen, dafür ist sie ja eine amerikanische.

„Ich denke, sie schafft es nicht.“

„Dann denke eben nicht, laßt Komta gekränkt. Zuviel denken ist ungesund. Die nimmt sogar einen doppelten so viel, wie den da.“

„Ich mober, das schafft sie nicht, da streift sie! sagte der zweite Saisonarbeiter steiflich. — wenn's eine deutsche wäre, die würde es schaffen, aber bei der ist die Säge zu dünn.“

Die Bauern schwiegen amariend. Komta war gekränkt. Er fühlte wie die Karole, die ihn samt der wunderbaren Maschine umgab, zu verfließen begann. Er zog die Brauen zusammen und schaute böse, während er überlegte.

„Ob her, laßt er plötzlich entschlossen: Bring eins vom Stapel her!“

„Mehrere Männer stürzten, als hätten sie nur darauf gewartet, zum Stapel und wählten den dicken und knochigen Eisenstamm.“

Die Säge zerhackt ihn fast mit derselben Leichtigkeit wie die dünnen Eisenstämme.

„Dat's geschafft, sagte der Bauer in der zerrissenen Mütze begeistert — wie einen Grassalm hat sie ihn durchgebissen! Ob sie auch einen Stumpf schafft?“

Die Säge schaffte auch den Stumpf, der so hart war wie ein Pfisterstein, sie quetschte nur ein wenig und verlangsamte auf eine Sekunde den Gang.

Sie weint, sagte der zweite Saisonarbeiter: sie bittet um Gnade. Eine deutsche, die würde nicht um Gnade bitten! Man laßt, eine deutsche, die schafft sogar nasses Holz!

Das schafft unlerer auch, schrie Komta in Ekstase, die Mütze in den Händen schwebend. Gieb einen nassen her!

Man brachte einen unförmigen meterlangen nassen perquollenen Eisenklotz herbei. Die Arbeiter, die dem Experiment mit Interesse folgten, hatten große Mühe ihn zum Sägebod zu schleppen. Die Säge verlangsamte den Gang, mühsam in die nasse dicke Holzmasse eindringend; sie stöhnte und gitterte wie ein lebendes Wesen, das von Fieberkrampfen geschüttelt wird. Aber sie wurde auch mit dem nassen Klotz fertig.

Sieh mal an, laßt der zweite Saisonarbeiter erstaunt: sie ist nicht daran erstarrt. Schluß! du auch dies? Und er hob eine leere Konjunkturbüchse, die neben dem Sägebod lag, vom Boden auf und warf sie vor die Säbänne der Säge. Mit einem schrillen Tone der Empörung zerbrach die Säge in zwei Teile. Dann begannen alle eifrig, einander zur Seite drängend und voller Neugier in das Innere der Maschine, unter die Walzen legend, Drahtabfälle und Ziegelsteine auf die Säbänne der Säge zu schleudern.

Gebt nur her! schrie der Wächter Komta, begeistert umherrennend: Heilige Mutter! Gebt ihr eine Eisenstange, die frist auch das, die pudel's nicht aus!

Geben wir ihr mal jowas zum Imbiß!, laßt der Bauer in der zerrissenen Mütze. Wird sie wirklich auch das verdauen?

Er nahm eine Eisenstange und trieb sie mit Hilfe einiger Freiwilliger aus der Schaar tief in einen Holzstod. In drei hoben sie den schweren eisengefüllten Stamm und saßen ihn vor die Säbänne.

„Wo in Gottes Namen!, laßt der Bauer. Alle haben neugierig zu.“

Die Säge durchschneidet mit Leichtigkeit das Holz, aber auf das Eisen stößend, stäubte sie sich mit schrillen Kreischen. Einige Sekunden glitt sie hin und her, mit den Säbännen am Eisen entlang kriechend, dann vernahm man Krachen und unter den Walzen flog erit ein abgedrohter Zahn heron, dann ein zweiter und dritter. Der Automat blieb stehen: an der verkrüppelten Säge fehlten sechs Säbänne, die übrigen waren zerquetscht, verbogen und zur Seite abgedreht.

Das hat sie also nicht geschafft!, laßt der zweite Saisonarbeiter. Wars eine deutsche gewesen, die hätte es vielleicht geschafft, aber die hat zu keine Eingeweide. Die ist draufgegangen, hat gestreift. Und für unsere Rubelchen ist sie gekauft, nicht für fremde!

Aus der Hütte kam laut schreiend der Mechaniker gelaufen. Was habt ihr angestellt, Teufel? Sähre er händeringend.

Wir haben ja nur so zum Ausprobieren!, laßt verlegen der Bauer in der zerrissenen Mütze.

(Aus dem Russischen übertragen von Alma Lebere.)

Die Lunge von Amsterdam

Draußen an der weiten Nordsee, zwischen die Dämmen gebettet, liegt Zandvoort, der Badeort, den man mit der elektrischen Schnellbahn Amsterdam-Haarlem-Zandvoort vom Zentrum der holländischen Hauptstadt aus in einer Stunde erreicht. In nicht sehr fern zurückliegenden Tagen, wo es noch als das ausschließliche Vorrecht der begüterten Schichten galt, sich der frischen Seeluft und des Stieles der Wellen zu erfreuen, waren Zandvoort wie das dem Haag vorgelagerte Scheveningen die Treffpunkte eines internationalen Genießerpublikums. Das Aufkommen einer Arbeiterkultur in Holland rief auch in der niederländischen Arbeiterschaft das Bedürfnis nach einer freien und großen Natur, wie sie die See dem bewundernden Beschauer bietet, wach, und mit dem schnellen Wachstum Amsterdams in den Nachkriegsjahren übernahmen die Amsterdamer Arbeiter die Weisend-Gesinnung der Londoner. Zandvoort ist dazu ausgezeichnet geeignet, und wenn auch den reaktionären Kreisen des kleinen Platzes die wachsende Zellstadt der Amsterdamer Arbeiterfamilien an den dazu freigegebenen Teilen des Strandes ein Dorn im Auge ist, so wissen doch die Gesundheitsleute diese reellen Besucher nach Gebühr zu schätzen.

Dennoch ist es nur immer erst ein beträchtlich kleiner Teil des Amsterdamer Proletariats, der sich das Vergnügen des Lagerns oder Kampierens im Dünenland erlauben kann. Der Hauptschwarm der Ausflügler sind die Tagesbesucher, die an schönen Sommertagen in den überfüllten Zügen seit den frühen Morgenstunden anrollen, um abends vor dem kleinen Bahnhof in langer, vierstündiger Reihe geduldig auf einen Platz im Zuge nach Amsterdam zu warten, auch wenn es anderthalb Stunden und länger dauert, bis man sich an das Gitter der Absperrung vorgeschoben hat, wo Zug um Zug die lebende Fracht aertig in sich verdrängt. Längst läßt man zwischen Zandvoort und dem nahen Haarlem eigene Züge pendeln, um eine schnellere Beförderung des Haarlemer Publikums zu ermöglichen, das auch an Wochentagen mit leichter Mühe den Zandvoorter Strand erreichen kann. Auch Haarlem mit seinen 112 000 Einwohnern ist eine Großstadt, für die im kleineren Maßstab dasselbe wie für Amsterdam mit seinen mehr als 700 000 Seelen im großen gilt.

Die elektrischen Schnellbahnsüge bewältigen wohl einen großen Teil, aber doch nicht den ganzen Verkehr zwischen Amsterdam und Zandvoort. Dazu kommt der Eisenbahnverkehr, der allerdings mehr an einen festen Fahrplan gebunden und überdies auch teurer und unflexibler ist. Außerdem zieht sich eine große Auto- und Fahrradstraße von Amsterdam nach Zandvoort hin, und wenn man bedenkt, daß Amsterdam etwa 260 000 Radfahrer zählt, so kann man wohl betreiben, daß Zehntausende es sich die Mühen nicht verdrießen lassen, mit dem Rade den Sonntagsausflug nach Zandvoort zu machen. Hat man einmal die ununterbrochene Kette von Radfahrern gesehen, die vormittags diesen Weg in der Richtung nach der See zurücklegen und nachmittags von 4 Uhr an langsam wieder heimzuehren beginnen, dann wird man die genannte Zahl keineswegs übertrieben finden. Schön sieht es aus, wenn dann Tausende und Tausende von jungen Burken Hand in Hand mit ihrem Möbel nebeneinander her radeln. Das ist ein typisches Bild des modernen Holland.

Dann aber braulen daneben auf der großen Autostraße die zahllosen Motorfahrzeuge und Automobile einher, gleichfalls ein schier unabhärrer Zug, als wenn da draußen in der Ferne eine festliche Begebenheit wäre, die sie alle um jeden Preis noch rechtzeitig erreichen müßten. So mögen an schönen Sonntagen wohl fast 200 000 Menschen da draußen Frische und Erholung suchen, und der Strand ist weit genug, um ihnen allen Raum zu bieten. Neben diesem bunten Leben tritt der Badegast von außerhalb mehr und mehr zurück, zumal da auch die Zahl der Amsterdamer Familien, die ihren Urlaub in Zandvoort verleben, immer größer wird.

So hat Amsterdam sich Zandvoort erobert, Amsterdam, das durch seine geografische Lage so arm an geeigneten Massenerholungsstätten ist. Die Zudeckelüste hat keinen Strand, wenn man nicht gerade nach dem ziemlich entfernten Wuiden an der Südküste der Zudecksee fahren will, und selbst hier ist die an der Südküste und Schönheit nicht entfernt mit der Nordsee zu vergleichen. Zandvoort ist kein Badeort im alten Sinne des Wortes mehr, wenn es auch alle Kennzeichen einer Badeortstadt an der See hat; es ist die Hauptstadt der holländischen Provinz geworden, die nur den einen Nachteil hat, daß sie immer noch so schwer und für große Familien so teuer zu erreichen ist. Der durch die diesjährigen Wahlen wieder gesteigerte sozialdemokratische Einfluß im Amsterdamer Gemeinderat und im nordholländischen Provinziallandtag in Haarlem wird unweilgen dafür zu sorgen wissen, daß das liebliche Zandvoort eine ungezügeltere Domäne der erholungsbedürftigen Amsterdamer Arbeiterklasse wird.

Dito Burgemeister (Amsterdam).

Verschiedenes

15 000 M. Novellen-Preis. Zur Vinderung der Not des deutschen Schrifttums hat die Monatschrift „die neue Linie“ (Verlag, Leipzig) einen Preis von 15 000 M. ausgesetzt. Der Preis soll auf die Dauer von 5 Jahren jährlich in Höhe von 3000 M. zur Verteilung kommen. Die Ausschreibung erfolgt alljährlich für ein bestimmtes Novellenthema, das für das kommende Jahr noch bekannt gegeben wird. Der Jury gehören an: Dr. Paul Fechter, Berlin; Dr. Alfons Baquet, Frankfurt a. M.; Frau Helene v. Noth, Berlin; Dr. Wilhelm von Scholz; Dr. Bruno C. Werner, Berlin. Die näheren Bedingungen wird das Septemberheft der „neuen Linie“ enthalten.

Fräulein Amanda Kurr, zur Zeit II. Sourette an der hiesigen Sommeroperette, wurde unter sehr günstigen Bedingungen an die vereinigte Stadttheater Aarau-Ghur (Schweiz) verpflichtet als Sängerin und Schauspielerin. Sie ist Schülerin der Gesangspädagogin Esse Beck, hier.

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

Er erschienen im Wasser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Die Müllerin, nicht so wie die andern, mitgemacht aber hat sie doch alles. Gott sei Dank, der Weg zu den Schwimmbecken ist von der Mühle aus zu weit. Bis zu den kalten Taen wird die Mutter an den Sonntagen auf die Bodentreppe achten und nur noch in die Frühkirche gehen. Aber sie hatte eine beengende Scheu, der Tochter um keinen Preis zu lazen, was sie wollte. Nein, ihr Inneres wird sie nicht aufdecken, so sehr es auch in mancher Minute an ihr serti, mit harten Worten zu kommen. Eine seltsame Art Furcht und ein höflicher Grimm war in ihr. Dieser nackte, sonnbraune, lebendige Babbenheimer. Ob ihr Kind auch so fühlte wie sie? Sich auch so händigen konnte wie sie? Oft maß sie die Tochter mit ein dringlichem Blick. Und jedesmal atmete sie auf: trotz allem noch ein Ganschen, unbewußt, halb bewußt an der Welt vorbei. Das Tier, was in ihr lebte, das aber auch ihr nicht klar war, konnte in der Tochter nicht auch schon sein. Es kann aber so etwas kommen. Nun schon, sie wird ihre Augen überall haben. Daß sie an sich selber litt, das wußte sie nicht. Den Babbenheimer mußte sie sich verleben, trotzta und erbarmungslos. Wenn man nur keine Phantasie wenden könnte wie man wollte. Und die Phantasie dieser Frau schloß nie, ja, sie lebte in ihren stillen Stunden mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Ihre Erregung kam nur dann zur Ruhe, wenn sie tüchtig Arbeit hatte. Was würde man von dem Frauen in den Dörfern umher alle hören, wenn sie nicht bis zum Umfallen inschweren mühten in Küche, Stall und Feld. Es ist ein schweres Schicksal, nur der Aeder, der guten Milchfäße und eines Sparrassenbuches wegen neben einem Mann gelannt zu sein. Aber der Babbenheimer geht. Jetzt weiß sie es.

Den Wallener Pfarrer kannte man in der ganzen Gegend nur als den „Frischleber“. Nur wenn man mit ihm sprach, vermied man diesen Namen. Er behauptet, der Babbenheimer habe für die Verbreitung der Geschichte gesorgt, die Ursache dieser nachhaltigen Umstände gewesen war. Er wollte nämlich einmal nach dem Gottesdienst einem Kirchenratstagen den Rimmel reiben, weil er mich

Sonnabend und Sonntag erst nachts gegen zwei Uhr aus dem Wirtshaus ging und sich sicher ganz unvorbereitet und noch in Gedanken über einen etwa verlorenen Solo mit Finken auf dem Stuhl neben dem des Pfarrers niederließ. „Frisch von der Leber weg“ sollte ihm die Strafrede werden. Und die Formel „frisch von der Leber weg“ gefiel dem nicht sehr geistreichen Herrn so gut, daß er sie oft während der Predigt wiederholte — nur in Gedanken und zur eigenen Erinnerung. Der Kirchenratstagen war nämlich ein Fetter in jeder Beziehung, dem man nur in der Kirche, ehe er seinen Stuhl verließ, kommen durfte. Draußen war das Ding schon gefährlich. Diesmal sollte er es aber hören. Je näher das Ende der frommen Stunde kam, je lebhafter wiederholte der Pfarrer das, was er wollte und wie er es wollte. Glückliche war er dann am Segen und donnerte mit seiner drohenden Stimme: „Der Herr segne euch und behüte euch, der Herr lasse sein väterliches Angesicht leuchten über euch und gebe euch seinen Frieden frisch von der Leber weg.“

Mit fragenden Blicken leichten Unbehagens sah er die sich verwundernde Gemeinde an, raffte seinen Chorrod etwas auf und verschwand in seinem Stand.

Das war die Ursache.

Aber die Leute dort benutzen die geringste Gelegenheit, einen auf ihre Weise zu stemmeln.

Frischleber!

Da hatte er es.

Auch der Stiefenwage war er von wegen dem Aberglauben, den sie nach hielt, nicht ganz hold. Merken durfte er das nicht lassen; denn die Wallener hielten große Stücke auf sie. Nur, wenn in den heißen Julitagen seine Schweine unpaß wurden, dann durfte das Mädchen bei der Witwe Schmei Rat holen. Es gab auch Taen, an denen er mit dem Babbenheimer recht freundlich sein konnte. Um die Zeit war das, in der die Forellen am feinsten schmeden und der sandige Weg in die Mühle für ortskundige Ledermäuler verführerisch wird. Und den Babbenheimer haben doch alle gern.

Mit dem Müller und seiner Frau wird ein erbauliches Gespräch eingeleitet — Hauert Himmel — reichlich Wasser — wenig Wind — schließlich gemäch — Welt wird immer schlechter — Umhoserin hats hinter den Ohren — Forellen. Wo.

„Da muß der Babbenheimer ran!“

Der Müller pfeift.

Gleich darauf schießt der Knecht um die Ecke.

Der Pfarrer reicht ihm die Hand.

„Nun, Ludwig, wie —“

„Weiß schon, weiß schon, Herr Pastor,“ entgegnet der etwas nervöse und mit listigen Augen. Die strafenden Blicke der Müllersfrau schüchtern ihn nicht. „Die über ein Pfund nehm ich nicht, Herr Pastor.“

Es dauert keine halbe Stunde, da haben sich die an der Treppe ausgeplaudert, der Pfarrer hat seine Forellen sachkundig zwischen Messelblättern in seinem Sammet und schickt sich an, den Heimweg am Waldrand her anzutreten. Nach einigen Schritten bleibt er stehen, wendet sich wieder der Mühle zu und stellt an den Knecht das Ansuchen, ihn bis an die Sandbüchen vor dem Wald zu begleiten. Der Babbenheimer findet nichts dabei und geht geduldig mit.

„Ludwig“, beginnt der Pfarrer nach einer Weile, „du bist als Schulfürsorge ein gutes, wenn auch wildes Kind gewesen. Das muß ich sagen. Was die Leute von deinem Beschiss reden, das glaube ich kaum zur Hälfte. Aber wenn sie erst einmal einen haben, dem sie eingebildete Streiche, die sie gerne selbst verüben, anhängen können, dann tun sie das. Die Feilscheit, siehst du, ist sehr oft die Mutter der großen Worte. Von allen den Schauer- und Spukgeschichten ist auch alles erlogen, und sie glauben es doch, und die Selbentaten großer Männer haben mit wahren Selbentum, wie man das gewöhnlich hinstellt, nichts zu tun. Flüchtige Einfälle, Verzweiflung, man kann im Augenblick nicht anders, na, und dann geht es gut und man hat einen Helden. So feiert man dich auch unter den jungen Leuten. Davon wollte ich eigentlich nicht sprechen.“

Sie waren an der wachligen Brücke angekommen, wo die duftenden Spierstauben am Bachufer stehen. Der Babbenheimer sah ihn an. Was wollte der Mann?

„Ja, siehst du, ich bin doch nun der Pfarrer von Wallen und muß mich um meine Gemeinde kümmern. Kennst du die Marie vom Umenhof? Gewiß kennst du sie; aber ich will auf etwas hinaus, was dir am Ende unangenehm ist.“

„Das glaub ich nicht, Herr Pastor.“

Der sah ihm groß in die Augen und sagte erstaunt: „Nein?“

„Du siehst Zeit, ich hab mit dem Dingen getanzt, mal mit ihr hier bei der Mühle auf den Brettern geessen, sie mal bis zum Umenhof gebracht, aber sonst?“

„Weiß du, was mit der ist?“

„Ei ja. Und ich hab auch gemerkt, was Sie mit der Frage wollten.“

(Fortsetzung folgt.)